

Keine Zeit für Menschlichkeit

Aileen Löblein

Dicke Regentropfen fallen vom Himmel und klatschen gegen die Scheiben des Autos. Das kühle Glas drückt gegen meine Stirn. Ein kurzes Strecken, ein leises Seufzen, ein tiefer Atemzug.

15:20 Uhr

Mit einem Ruck öffne ich die Fahrertür und betrete die Klinik durch den Hintereingang. Pflegeuniform anziehen, die Treppe heruntereilen, Tür auf, Tür zu, Stationszimmer betreten, Laptop und Stift schnappen und los geht's. Heute sogar zwei Minuten zu früh.

18:45 Uhr

Die Stunden bis zum Feierabend werden kürzer, die Liste mit meinen Aufgaben länger. Zimmer zwei. Kurz strecken, Klopfen, eintreten, Türe schlie... Pause. Meine Bewegung stockt: Der sonst so heitere Herr R. sitzt wie ein Häufchen Elend auf seinem Bett.

Verweinte Augen, das Abendessen vor ihm, unberührt. Was soll ich jetzt machen? Eine der beiden diplomierten Pflegekräfte holen? Was, wenn der Patient das gar nicht möchte? Überforderung und Ratlosigkeit machen sich in mir breit.

Ein leichtes Ziehen im Bauch, Gänsehaut, unzählige Gedanken und gleichzeitig gähnende Leere.

Ein Schlucken. Dann ein Räuspern.

«Wäre... wäre es Ihnen lieber, wenn ich später nochmals bei Ihnen vorbeischaue?», frage ich und versuche dabei, möglichst viel Wärme und Empathie in meine Stimme zu legen.

Ein Schniefen.

Dann ein Kopfschütteln.

«Kann ich Ihnen irgendwie helfen?» Erneutes Kopfschütteln.

Und wieder bin ich ratlos. Was nun? Soll ich einfach stoisch meine Aufgaben abarbeiten und das Zimmer anschliessend verlassen? Das würde sich falsch anfühlen. Schliesslich geht es Herrn R. offensichtlich gar nicht gut.

«Haben Sie Schmerzen?»

Kopfschütteln seinerseits. Ratlosigkeit meinerseits.

Essaywettbewerb „Premio Pusterla Medizinethik 2025“ – 3. Preis

«Soll ich jemanden von der Pflege holen?» Kopfschütteln seinerseits. Ratlosigkeit meinerseits.

Was ich jedoch weiss, ist, dass mir Herr R. wirklich leid tut und dass ich mir wünsche, ihm helfen zu können. Anscheinend bemerkt dieser mein Zögern und beschliesst, stattdessen mir zu helfen.

«Sie dürfen mir ruhig den Blutdruck messen, deshalb sind Sie doch hier, oder?»

Erleichtert, aber immer noch unsicher, nicke ich, greife nach dem Gerät, lege es an und trage den Wert in den Computer ein.

«Sind Sie sich sicher, dass ich Ihnen nicht helfen kann?», frage ich Herrn R. und werfe ihm einen prüfenden Blick zu. Wieder nur Kopfschütteln. Also mache ich mich daran, das Zimmer zu verlassen; meine Finger berühren die Türklinke. Ein leises Räuspern hinter mir. Ich lasse los, drehe mich um, schon sprudeln die Worte nur so aus ihm heraus.

Der zweifache Familienvater erzählt mir, er habe vor wenigen Stunden die Resultate eines Tests mitgeteilt bekommen. Resultate, die über seine Zukunft – ja, sogar über sein gesamtes Leben – entscheiden. Resultate, die beurteilen, ob sein Körper damit begonnen hat, seine Spenderlunge abzustossen.

Eine einzelne Träne rinnt über seine Wange. Und so erzählt mir Herr R. eine unfassbar traurige Geschichte, seine Geschichte, die mit einem stechenden Schmerz nach einem starken Hustenanfall beginnt. Während er erzählt, stelle ich mir vor, wie schlimm es für ihn gewesen sein musste, als rasch klar wurde, dass er eine Spenderlunge brauchen würde, um am Leben zu bleiben. Er, der zweifache Familienvater, der noch nie in seinem gesamten Leben auch nur eine einzige Zigarette geraucht hat. Umso grösser dann die Erleichterung, als sich tatsächlich ein Match findet. Ich stelle mir das Lachen seiner Kinder vor, als es heisst: Papa bekommt eine zweite Chance; wie die tonnenschwere Last, die auf der jungen Familie liegt, sofort ein wenig erträglicher, ein wenig leichter wird.

Die Freude wird nicht lange währen.

Verstohlen werfe ich einen Blick auf meinen Computer, um die Zeit zu überprüfen. Für die Abendkontrolle eines Einzelpatienten bin ich eigentlich schon zu lange hier drinnen. Kurz frage ich mich, ob ich nicht lieber gehen sollte, doch sofort verwerfe ich diesen Gedanken wieder. Das hier hat Priorität. Was wäre ich für ein Mensch, würde ich jetzt weglaufen?

Fünf Wochen. So lange läuft alles nach Plan. Dann der grosse Schock: Herrn R.s Körper stösst die Lunge ab.

Noch einmal ist Herr R. auf eine Spenderlunge angewiesen. Noch einmal, keine zwei Monate nach seiner ersten Transplantation, wird er wieder auf die Liste gesetzt. Noch einmal bricht für

Essaywettbewerb „Premio Pusterla Medizinethik 2025“ – 3. Preis

seine Familie eine Welt zusammen. Noch einmal Schmerz. Noch einmal Trauer. Noch einmal fassungslos. Und noch einmal... ja, kaum zu glauben, aber noch einmal hat Herr R. Glück: Die zweite Spenderlunge ist gefunden, wird sofort implantiert. Diesmal verläuft alles gut, Herrn R.s Körper scheint zu heilen – und viel mehr: Er bekommt Teile seines alten Lebens zurück. Kann besser atmen. Kurze Strecken gehen. Und langsam, ganz langsam, beginnt Herr R. zu glauben, dass doch alles gut werden könnte. Beginnt, seiner Zukunft wieder Vertrauen zu schenken.

14 Monate lang ist es das auch; es ist alles gut. Doch schleichend bekommt Herr R. wieder schlechter Luft, fühlt sich schneller erschöpft. Er sucht das Spital auf, wird dort auch direkt aufgenommen. Schliesslich landet er bei uns: In der Reha.

«Wenn ich ehrlich bin,», meint Herr R. gerade zu mir, «hat mich das Resultat nicht überrascht. Alle Anzeichen haben dafür gesprochen, dass meine Lunge versagt. Ich dachte, ich sei darauf vorbereitet. Aber jetzt, wo ich die Resultate ausgedruckt vor mir habe... Ich glaube, auf so eine Nachricht kann man sich nicht vorbereiten. Nie.» Kurz herrscht betroffenes Schweigen zwischen uns. Dann räuspert er sich noch einmal.

«Wissen Sie, was das Schlimmste ist?» Ich schüttle meinen Kopf.

«Jetzt werde ich wieder auf die Transplantationsliste gesetzt. Doch um eine gute Chance zu haben, muss der Körper so gesund wie möglich sein. Das war immer mein grosser Vorteil gegenüber älteren Lungenkrebspatienten.» Ein verräterischer Glanz steigt in seine Augen. «Ich versuche wirklich, mein Trainingsprogramm einzuhalten und genug zu essen, das müssen Sie mir glauben! Aber mein Körper ist einfach zu schwach. Ich kann nicht mehr.»

Wehmütig blickt er zu dem Rollstuhl mit der dunkelgrünen Wolldecke, der vor seinem Bett steht.

«So werde ich keine neue Lunge bekommen.» Ich atme einmal tief durch.

«Das... das... tut mir unfassbar leid. Ich wünschte, ich könnte Ihnen helfen.»

Mit der darauffolgenden Antwort habe ich keinesfalls gerechnet: «Sie haben mir bereits geholfen. Danke, dass sie mir zugehört haben.»

Herr R. klingt aufrichtig dankbar. Ich zögere einen Moment, verabschiede mich und verlasse sein Zimmer. Traurig. Aber mit einem guten Gefühl: Ich habe mich richtig verhalten.

Kurzes durchatmen auf dem Flur. Ganze 25 Minuten war ich bei Herrn R. Eine Pflegerin stapft auf mich zu.

«Wo warst du die ganze Zeit?»

Essaywettbewerb „Premio Pusterla Medizinethik 2025“ – 3. Preis

«In Zimmer zwei».

«Du warst eine halbe Stunde lang in einem einzigen Zimmer?», bellt die Pflegerin. «So etwas kannst du doch nicht machen! Wir sind nur zu dritt auf der Station, wie stellst du dir das vor? Du hast auch noch andere Patienten! Hast du die vergessen? Das geht so nicht!»

Der zweite diplomierte Pfleger betritt das Stationszimmer. Er muss zumindest einen Teil der Schimpftirade mitbekommen haben; er setzt noch einen drauf: «Ich verstehe sowieso nicht, wieso der Chef Praktikanten in den Spätdienst einteilt. Es ist immer das gleiche.»

Er lässt sich auf seinen Bürostuhl fallen, wühlt lustlos in der Süßigkeiten-Kiste vor ihm herum; ich starre unsicher und den Tränen nahe in die Luft.

«Es... es tut mir leid! Ich schaue sofort nach den übrigen Patienten.», ich flüchte aus dem Zimmer, eingeschüchtert für den Rest des Abends.

Dieser ist die reinste Hölle: Eintreten, alles bettfertig machen, Teebestellung aufnehmen, Zimmer verlassen. Nächstes Zimmer; Vorhänge schliessen, Socken ausziehen, kurz bangen und hoffen – puh, heute kein Extrawunsch – Zimmer verlassen. Links die Teekanne vom Zimmer eins, rechts Blutdruck und Temperatur notieren, währenddessen den Wagen vor mir weiterstossen. Hilfe? Heute nicht.

23:15 Uhr

Eine Dreiviertelstunde nach meinem offiziellen Schichtende verlasse ich die Klinik. Müde und ausgelaugt sinke ich in den weichen Autositz. Ich mag noch nicht einmal den Anlasser betätigen.

Habe ich meinen Patienten hängen gelassen? Nein. Habe ich mein Team hängen lassen? Die Antwort darauf wurde mir deutlich zu spüren gegeben: Ja, das habe ich.

Aber ist es für uns als Pflegende nicht Pflicht, für die Patient*innen da zu sein? Sie zu *pflegen*? Da kann es wohl kaum nur um physische Belange gehen. Ausserdem sollte es doch selbstverständlich sein, sich Zeit zu nehmen, einem Menschen in Not zuzuhören. Ihm zu helfen.

Ich würde mich nicht anders entscheiden. Auch wenn das bedeutet, dass wir als Team deshalb stärker zusammenhalten müssen.

Einem Patienten wie Herr R. sollte zumindest zugehört werden. Es macht mich traurig, dass Mangel an Arbeitskräften, fehlende Motivation und Lästereien dem zunehmend im Weg stehen.

Ich betätige den Anlasser.